

Kommentar zu: Moshe Zuckermann, Florian Rötzer: In der Wüste der Gegenwart. *Ein Dialog über KI, Krieg und die Aufgabe der Intellektuellen heute*. Neu-Isenburg: Westend-Verlag 2026. 1. Aufl. 160 S.

Das vorliegende Werk ist aus einem Briefwechsel hervorgegangen, hat halbmundlichen, nicht fixierten und situativen Charakter, es geht aus einer freundschaftlichen Beziehung hervor, die in einer Videokonferenz entstanden ist. Ein Soziologe und ein Journalist konstatieren zunächst die Zeitenwende, lassen aber ihre Bestimmung offen und erkunden, wie eine Navigation in der *Wüste der Gegenwart* durch den *Intellektuellen* möglich wäre. Der Begriff löst Unbehagen aus, sollte man nicht eine Leerstelle für eine Perspektive lassen, sie erweitern im Sinne des Entwicklungs- nicht des Bildungsromans; von einer Außenansicht sprechen, die ein Schizo (*Kapitalismus und Schizophrenie*), ein Kaspar Hauser, einer, der nicht wachsen will, oder Grüner Heinrich bleibt übernehmen kann? Sollte man den Berufskritikern der Frankfurter Schule nicht ins Wort fallen, indem man Habermas Diagnose von der *Neuen Unübersichtlichkeit* (S. 8) aufgreift und ihre Bezüge zum Postmodernismus betont, um wenigstens der Melancholie über den Verfall der Demokratie, angesichts erodierender Kriege eine Plattform zu geben? Es kann nicht das Privileg des männlichen Intellektuellen sein, was ist er Dandy, Bohemien – dem eigenen Erleben der Dystopien Raum zu geben, Ausdruck zu verleihen, anstatt sie von den medialen Kassandrarufern ständig übertönen zu lassen. Die Autoren beklagen die Ohnmacht angesichts weltweiter Verwerfungen – doch die einfallsreichen Proteste der No-Kings Bewegung in den sozialen Medien sehen sie sich offensichtlich nicht an, die Möglichkeiten Empathie zu zeigen. Vielleicht sollte man der Frankfurter Schule mit Maimiti zurufen: Wer sich selbst nicht annimmt, von dem wendet sich das Leben ab. Auch Fletcher Christian ist zunächst einmal Seemann, Offizier, Protagonist im Zenit der Französischen Revolution, aber noch kein Intellektueller. Ist es nicht produktiver, Gläser zu zersingen, Kirchenfenster bersten zu lassen, oder etwas auf einem Dachboden auszubrüten, als ständig jede Menge Raisonement vor sich her zu schieben? Sagt doch auch Bebra zu Oskar ... „und sie werden kommen“. Anstatt immer auf den Postmodernismus herabzublicken, wäre es doch zielführender, sich zu fragen, warum er als Strategem der ästhetischen Produktion so erfolgreich war. Freilich, viel dran drehen an den menschlichen Geschicken kann er nicht, der Schizo, außer eine Maikundgebung aus dem Takt bringen, auf dass man sich Walzer tanzend in die Arme fällt. Was hat es nun mit diesem Grenzgängertum auf sich? Man kann gebannt auf die NTV-App starren und Sandra Navidi folgen, wie sie die Umverteilung von unten nach oben schildert, den Insiderhandel zugunsten einer Plutokratie und Oligarchie, die u.a. gewollte Verknappung und Monopolisierung von Energien, die die Menschheit zum Überleben braucht. Die Spätfolgen des Liberalismus brechen jedoch nicht wie ein Gottesurteil über uns herein, ja ja hinterrücks schon, doch die innerantagonistischen Dynamiken des Liberalismus, dem Domenico Losurdo sein Lebenswerk gewidmet hat, hätten mehr Beachtung verdient, bevor sie uns als postkoloniale Kriege wie ein Kartenhaus über dem Kopf zusammenpurzeln – so Marx. Mit den *Anmaßungen der Negativen Dialektik* (Igor Narski) kommt man jedenfalls dem fortlaufenden Bruch des Völkerrechts nicht bei. Und was soll bitte schön der Gegensatz von „Intellektuell“ und „Antiintellektuell“ (S. 10) bewirken, außer dass er Gefahr läuft, auf der „Erscheinungsseite“ zu bleiben, d. h., von den populistischen Debatten vereinnahmt zu werden? Ein orthodoxer Marxist hatte einmal den Kontakt zu mir abgebrochen, weil ich den Begriff des Intellektuellen ins Spiel brachte. Freilich gibt es den organischen Intellektuellen auch bei Gramsci. Systematisch, in Hinblick auf die Bestimmung einer Zeitenwende (S. 12) müsste man sich drei Fragen stellen: Was wird verteidigt, worin bestehen die Instrumentalisierungen und woran lässt sich der Widerstand gegen sie fest machen. Denn bis zum Aufleben postkolonialer Kriege hat sich viel Macht akkumuliert, während der Begriff der „Zeitenwende“ einen Überraschungseffekt suggeriert, eine Atemlosigkeit und Ohnmacht, dem die abgründigen Selbstinszenierungen der Plutokraten und ihrer Entourage fortwährend den Rang ablaufen. Die Zeichnung von einem Konterfei eines solchen Brutus musste ich vor einem Jahr (2025) in einem Kunstverein noch verhängen mit der Begründung: Wir sind zwar politisch, aber agitieren wollen wir nicht. Sehr wohl war absehbar, welche weltweiten Verwerfungen er anrichten wird, und ich schäme mich vor den mutigen, wie schöpferischen No-Kings-Protesten in US. Auch meine Zeichnungen von hungernden palästinensischen Kindern, von ermorde-

ten Journalisten (nach Fotos von al-Jazeera) durfte ich nicht im Eine Welt Haus zeigen.¹ Sie fanden jedoch Beachtung durch den Kulturrat. Ja hier trumpelt jemand durch die Nachkriegsordnung, auch wenn die europäische wertebasierte Demokratie ein klammer Begriff geworden ist, vergleichbar mit einem abgemagerten Polarbären, der weit draußen im Meer auf einer schmelzenden Eisscholle treibt. Als ich spürte, wie verletzlich Greta Thunberg ist, in welcher Gefahr sie im Mittelmeer schwebt, habe ich mein Android weit weggelegt. – Der europäisch konditionierte, selektive Blick auf Kriegsverbrechen. Was für ein politisches Versagen, Informationen und einen gesellschaftlichen Diskurs darüber zu unterdrücken, das wird uns noch auf die Füße fallen!

Immerhin war meine Collage „Where is Daddy“ bei mir zuhause zu sehen, anlässlich der Kunst im Karree, auch mussten die Besucher über leere Blechschüsseln steigen, eine rote Linie führte durch das zu einem immersiven Raum umgestaltete Wohnzimmer, „im Mittelmeer“ lag dann u.a. ein Buch über internationales Seerecht. Im zugeklebten Fenster: *Ist die Kunst frei?* von Moshe Zuckermann.² Ich habe dann noch eine Holzbiene gestaltet, so ein kulturindustrielles Objekt, wie man es in Gartenbaumärkten zum Dekor von Blumenkübeln verwendet. Doch meine Biene trug die Farben der arabischen Unabhängigkeit und hatte als Flügel zwei Scheiben Brot; auf den Brotzeittüten, die sie umhüllten stand: „Every child needs a reasonable breakfast and a reasonable school education.“ Oben auf der Biene sitzt Greta, Greta im Top ihres Schiffes. Die Leute wollten die Biene gar nicht erst aufhängen, sie bekam dann einen Platz neben einem überdimensionierten Blumentopf. Jemand von der Stadt kam anlässlich der Vernissage und gab zu verstehen, an welchen herrschenden Diskurs wir uns zu halten haben. Die Biene wurde dann woanders im Rahmen einer Versteigerung für 10 Euro verkauft – so viel zum Thema Kulturindustrie.

Ja, ich halte die deutsche Empathielosigkeit für unerträglich, dagegen Gretas Aktion für ein schönes Gesamtkunstwerk, für eine schöne soziale Plastik, die Beuys sicherlich gefallen hätte.

Lieber Herr Rötzer, entschuldigen Sie, dass ich Sie gleich in der ersten Diskussionsrunde unterbrechen muss, aber Hegels geschichtliche Programmatik ist auf den King nicht anwendbar, hinter seiner Barbarei lugt keine Hoffnung hervor, keine Versöhnung am Ende der Geschichte, *kein Land des Selbstbewussten Geistes*. Die Maga-Apokalyptik passt nicht recht zur *Furie des Verschwindens*.

Die *Furie* wird den Protagonisten der Französischen Revolution zugeschrieben, den Paradoxien bei der Durchsetzung der Universalien, an deren Hegel sowohl formal wie inhaltlich seine Zweifel zum Ausdruck bringt. Doch oft schlecht geredet, sägen wir an dem Ast der Universalien, auf dem wir heute sitzen. Schließlich ist die Furie des Verschwindens ein Paradigma aufstrebender, wie rivalisierender Vorläufer der Bolschewiken im 19. Jahrhundert, der Narodniki und Dekabristen, und ihrer Nachfolger, die Hegel auswendig lernten, bevor sie den Zaren stürzten.

Zumindest lässt man dem King eine zweifelhafte Ehre zukommen, wenn man ihn als Furie des Verschwindens bezeichnet. Ferner halte ich es für irrtümlich, dass wir Marx Kritik der politischen Ökonomie dafür verantwortlich machen, dass wir uns bereitwillig und unkritisch von Surrogaten umgarnen ließen, wie sie im Nachkriegseuropa auftauchten. Sei es um der akademischen Karriere willen, sei es auf der Suche nach einer neuen intellektuellen Challenge, sei es von Konkurrenz getrieben, „die Verschiebung nach rechts“ ist kontinuierlichen antikommunistischen Invektiven zuzuschreiben einschließlich ihrer Delegitimierung und Abwicklung der ostdeutschen Intelligenz nach der Wende. Das Gift des Liberalismus ist das Gift des Populismus, Reichtum nach oben, Fäkalien nach unten verteilen. Eines seiner Mantras lautet: Einigt Euch untereinander – die organisierte Verantwortungslosigkeit, deren Mystifikation zur „organisierten Unübersichtlichkeit“ nicht folgenlos bleibt.

Denn wir brauchen keine neue Projektionsfläche gesellschaftlicher Missstände, keine neuerliche Personifikation, auch wenn wir gerade unseren wohlverdienten Brutus gefunden haben. Wie das Ressentiment entsteht, warum jemand als Diktator aufsteigt, erfährt man in Deleuze *Antiödipus*. Ein Münchner Dozent fasst ihn so zusammen: Warum streben die Menschen fortwährend nach ihrer Versklavung,

¹ Die Zeichnungen sind ungegenständlich, abstrakt.

² *Ist die Kunst frei?* Eine Streitschrift für die Kunstautonomie. Neu Isenburg: Westend-Verlag 2022.

als ginge es um ihr Heil? Ich habe ihn zugegeben, nie ganz verstanden, aber es hat mich immer erschüttert. Für den *Antiödipus* wird alles zur Produktion, weshalb Deleuze und Guattari die Produktionen des Schizo (mehr als Arbeit, notwendige Existenzbedingung des Menschen), sein nicht prognostizierbares Tun, sein schöpferisches Wesen, das Leben als Selbstzweck, die damit verbundenen Grenzverschiebungen der widersprüchlichen Grenzverschiebung des tendenziellen Falls der Profitrate entgegenstellen. Sie zeigen ferner, dass die menschlichen Reproduktionsformen, die Struktur ihres gesellschaftlichen Lebens den notwendig paradoxen Charakter des Verwertungsdrangs des Kapitals annehmen müssen, wofür der Ödipus, die Ödipalisierung des Begehrens figuriert und zum Aufstieg des paranoiden Charakters, „*Präsident Schreber*“ führt, mit dem sich fortan alle Erniedrigten und Beleidigten identifizieren können. Nichts reicht an dieses Verhängnis heran. Denn die Projektionen auf den Tyrannen funktionieren im Guten wie im Bösen, das Ressentiment findet ein Ventil und die Gutmenschen können weiterhin Igitt sagen. Deshalb passiert auch nichts als Stillstand, wenn nicht eine sich akzelerierende gesellschaftliche Spaltung. Wie soll sich der Planet noch retten lassen, wenn der Smog brennender Ölfelder nicht nur im Nahen Osten, sondern auf der ganzen Welt um die Häuser zieht? Hegel hat die Minimalbedingungen des Fortbestands der Menschheit und eines bewohnbaren Planeten formuliert, doch der entwirklicht sich gerade prächtig. Man kann Hegel gerne einen bekannten Physiker zur Seite stellen, der auch darauf hofft, dass nur das *Vernünftige wirklich wird* (S. 17) und zugleich aber eingesteht, dass es der Natur völlig egal ist, was wir aus ihr machen. Die Vernunft ist ein paradoxer Begriff, weil sie die menschliche Freiheit einschließt – mehrfach aufgegosson bleibt vom Kaffeesatz nur Blümchenkaffee. Hegel hat sein System so gebaut, dass es funktioniert, aber die Geschichte der Menschheit funktioniert nicht, sie ist ein Narrenschiff, dessen Planken Foucault – wieder mal ein Postmoderner, der sich gegen diese Zuschreibung wehrte – auseinandernimmt. In *Wahnsinn und Gesellschaft* erfährt man etwas über ihr Raffinement an Disziplinar- und Verwertungsstrategien – Hintertreibung der Suche nach einem geschichtlichen Fortschritt – über die Kolportierungen der Vernunft, über Camus Pest. – Wenn es keine wirkliche Opposition mehr gibt – um den roten Faden des Buches, seine Fragestellung wieder aufzunehmen, muss man dann nicht von der völligen Entfesselung des Liberalismus sprechen? Bleibt der Postkolonialismus nicht gerade für eine eurozentrische Perspektive ein blinder Fleck? Die kapitalistische Produktionsweise hat m. E. für eine westliche Nachkriegsordnung schlecht und recht funktioniert, aber sie hat nie im globalen Maßstab funktioniert. Wir schauen zu sehr zurück, nehmen an der jüngeren Vergangenheit Maß und ich halte es für eine holzschnittartige Zuschreibung, dass der Postmodernismus nur die Erosion des Liberalismus beschreibt oder gar ihr falscher Schein, Bewusstseinsreflex bleibt. Schließlich wissen wir zu wenig von der Programmatik, die hinter der aktuellen US-Politik steht, Vergleiche bleiben gewagt, unaussprechlich, abgründig, aber auch unabweisliche Forschungsfelder. Bestürzend ist nur, dass es einigen gar nicht schnell genug gehen kann, die demokratische Kultur und Lebenswelt abzuwickeln – die Metapher der *Kettensäge* (S. 23), während der Liberalismus in seiner ursprünglichen Erscheinungsform Ausdruck einer ersten, abstrakten Phase der Emanzipation im Kontext der Französischen Revolution war. Seiner Unverträglichkeit mit demokratischen Strukturen ist der Westmarxismus, wie schon gesagt nicht nachgegangen, sein Selbstverständnis war, wie schon gesagt in sich gespalten und m. E. auf die notorische Abwehrhaltung gegenüber dem sogenannten Weltanschauungsmarxismus fixiert. Dies, obwohl die Impulse hüben wie drüben im Postmodernismus wie im dialektischen Determinismus ganz ähnlich ausfielen: Rhizomatische Auflösung der Universalien versus eine Ontologie des Zufalls, die sich hätten verschalten lassen, weil sie gemeinsam auf das Werden setzen, naturwissenschaftliche Konzepte wie das der Entropie und Selbstorganisation in sich aufnehmen. Ferner, insofern sie einerseits die Kritik der politischen Ökonomie um eine psychologische und soziologische Dimension erweitern, andererseits als Ontologie des Zufalls (die statistische Gesetzeskonzeption von Herbert Hörz) Raum für Verantwortlichkeit und Konsensfindung schaffen. Sie sind Ausgangspunkte für die heutige Wissenstransformation durch die KI. So führen die *Tausend Plateaus* über die generative Linguistik an ein large language Modell heran, während die statistische Gesetzeskonzeption die Vernetzung von Natur- und Sozialwissenschaften vorantreibt und Grundlagen für Operationalisierungen, Prognosepotenzial für Wahrscheinlichkeiten und Handlungsspielräume schafft. Stattdessen bleiben auch die Leistungen des Postmodernismus für die ästhetische Theorie heute weitgehend

unbeachtet. Schließlich: Wird die KI hier im Buch als Bedrohung wahrgenommen, weil sie den Intellektuellen bedroht?

Avantgarde ist m. E. nie ein rein geistiges Phänomen, so wie ästhetische Produktion immer politisch ist, ohne sich vor diesem Anspruch explizit rechtfertigen zu müssen. Dem würde Jonathan Meese schon mit seinem „Gesamtkunstwerk Mutter“ widersprechen, während die Klasse von Hito Steyerl vielfältige Formen kultureller Aneignung hinterfragt, sie selbst ist investigativ und engagiert, aber nicht als Künstlerin zu sehen, die im Aktivismus aufgeht; ohnehin bleibt sein Einfluss in einer multipolar gewordenen Welt marginal. Auch historische Avantgardisten mussten auf mehreren Ebenen erfolgreich sein: Hinter Zwingli stand nicht nur die Befreiungsbewegung der Bauern, sondern auch der Züricher Stadtrat, er verband juristische Kenntnisse mit politischem Gespür und zwang der Welt seine eigenwillige Bibelübersetzung auf – ein organischer Intellektueller also. Die Mehrheit derer, die so einem Weg gehen, bleiben jedoch im Dünge der Widersprüche (Hegel) stehen, ohne dass er für sie fruchtbar wird, sie scheitern am Legitimationsdruck, falschen Zugeständnissen oder werden gar nicht erst sichtbar. Die vielen Formen der ästhetischen Auseinandersetzung mit innerer Emigration beschreibt ein Loccumer Konferenzband (2000) und verknüpft sie mit den Erinnerungskulturen.

Weshalb wohl auch das Kapitel – *Die Geburt des Intellektuellen* wirklich eine schwere, eine Leidensform ist. Nicht immer war das stille Kämmerlein ein sicherer Rückzugsort und es hat sich heute völlig delegitimiert. Dennoch ist eine solche Lebensform weder justiziabel noch passt sie in irgendeine Kategorie. Auch im privatesten Bereich ist kulturelle Produktion suspekt, spätestens dann, wenn ein Gerüst vor dem Fenster steht und man die Gardine zuziehen muss. Ganz anders war das wohl in der Renaissance, wie sie hier beschrieben wird. (S. 25) Ich stelle mir die Renaissance immer als einen riesigen Bühnenprospekt vor, an dem an einem reich gedeckten Tisch Christus in der Mitte sitzt. – Ein ausgeprägtes weltoffenes Mäzenatentum, souveräne, gut gekleidete Künstler, die als Unternehmer auftreten. Heute hat kulturelle Produktion etwas mit Enge, Armut und Heimlichkeit zu tun – Arbeit mit den sogenannten bescheidenen Materialien, so wie arbeitslose Japaner mit der U-Bahn hin und herfahren, um ihr Dasein zu verschleiern, um das Ressentiment der Nachbarn nicht heraufzubeschwören. Zwingli, Stratege und Ehrenmann, wenn auch nicht standesrechtlicher Ritter ging an der Enge seiner Rüstung zugrunde, in die er präformativ eingesargt war, so mein filmischer Eindruck. Ansonsten müssen sich die Berufskritiker und Intellektuellen bis auf wenige Ausnahmen ihren „fehlenden Realitätssinn“ vor die Füße werfen lassen; verachtet einerseits, andererseits heroisiert, mythologisiert und gefürchtet. Solange vor allem der Glaube Berge versetzte, boten sich drei Schicksale: (Zuckermann orientiert sich an der Einteilung von Dahrendorf): Existenzielle Gefahr, Vertreibung und das Totschweigen; die Scholastik blickt auf eine besonders lange Tradition des Letzteren, des Raffinements der Fatwa herab, an die man an jeder Brücke erinnert wird, an der der heilige Nepomuk steht. Jedes Reliquiar, jede Wachs- oder Metallreplik seiner Zunge erinnert an ihn. Warum werden gerade Journalisten und Ärzte im Gazastreifen erschossen? Soll man die Empörungsdebatte ernst nehmen oder sich lieber davon fernhalten? Mit dieser Frage im Bauch habe ich mir die Plakatkunst von John Heartfield angeschaut. Ich stelle mir aber auch die Frage, ob ich in diese Debatte eintauche, weil ich mit meiner Sichtbarkeit kämpfe. Doch die Öffentlichkeit bleibt immer eine Schwelle. Wir hatten mal eine Hündin, sie hieß Tessa, ich habe ihr eine Tagetes Blume ans Ohr gesteckt, sie an einem Bindfaden angeleint und bin mit ihr zu einem Offiziersclub gegangen. Mit Tessa bin ich aber stets wieder umgekehrt, ich hatte große Angst von so einem Barhocker zu fallen. – Lawrence, er bestellt ein großes Glas Limonade für seinen Bedu im Club des Arabischen Büros in Kairo, aber das waren noch ganz andere Zeiten. Den Geruch von Limonade, in der Melonenstücke schwammen kann ich mir immer noch vorstellen. Die Mission der *African Queen* habe ich als Kind nicht hinterfragt, ich glaube fest an das Gute im Menschen. Zur inneren Emigration: Ich kann nicht Auto fahren und bleibe gerne unter dem Radar, vielleicht mache ich es wie Marcel Duchamp und werde meine Arbeiten erst als opus postumum publizieren – ein großes grünes Glas auf die Brücke der Asam Klamm stellen; Titel der Arbeit: Zu Tausend Plateaus, S. 150. Ich kann mir nicht vorstellen, hier wegzugehen, eher würde ich meinen Beruf aufgeben – die Remigration, ein Schreckgespenst geistert derzeit durch Deutschland. Auf Seite 28 des vorliegenden Buches wird festgestellt, dass es hierzulande nie eine

Kultur gab, die dem Intellektuellen den entsprechenden Raum, geschweige denn Gehör verliehen hätte. Habe ich mir doch auch oft nachsagen lassen müssen, ich solle woanders hingehen, bloß wohin, geht es mir doch so wie dem Monaco Franze, der nur bis zum Olympiaberg kam. Als ich das erste Mal bei einer Ausstellung mitmache, hatte ich das Gefühl, die künstlerische Öffentlichkeit bestünde in so einer Art Hofnarrendasein, sie soll lustig sein, diese keineswegs romantische Existenzform. Meinem philosophisch-sportlichen Ehrgeiz entspricht das nicht, ich fühle mich unterfordert. Es gibt also unsichtbare Grenzen für die Sichtbarkeit, gesellschaftliche Teilhabe, die demokratische Kultur scheint nur noch aus Duldungen zu bestehen, zu einem scheinheiligen abstrakten Begriff zu verkommen, wie der Skandal um die diesjährige Buchpreisverleihung zeigt. In den Grenzverschiebungen ruckelt es gewaltig, wenn man nicht im Spamordner landet oder eingeschüchtert wird, weil man unangefordert nach einer Möglichkeit sucht, künstlerische Praxis in unmittelbar kollektive Handlungen zu übersetzen. Gelingweilt, wenn nicht maliziös wirken die Überschriften von öffentlichen Ausschreibungen, auf die man sich bewerben soll, nach dem Motto: „Strengt Euch mehr an.“ Ich bin nicht bereit, mich mit dem Frischfleischprinzip auseinanderzusetzen, wenngleich das völlige Fehlen von Resonanz – auslaufende Seen, umgekippte Spiegelbilder, leere unzugängliche Räume irgendwann nicht mehr darstellbar ist. Ich habe an diesem Buch zwei Rufer in der Wüste gefunden und stimme ihnen zu, dass die Kulturindustrie eine Falle ist, weder kann man sie sich leisten, noch ist irgendeine Form der Einmischung oder Teilhabe denkbar, sie macht einen zur Couch-potato.

Dennoch: Im mehr oder weniger stummen Kampf um Grenzverschiebungen lohnt es sich, Abstand zu nehmen, mit seinen Kräften hauszuhalten. Legt man sich nicht selbst in Fesseln – sichtbar unsichtbar? Im Kapitel über den *Spieler* beschreibt Rötzer die fortwährenden Selbstzweifel (S. 31). Für Marx bleibt die Figur, die sich von allen Zusammenhängen löst, ein Kuriosum, während dereinst zur ideologischen Begleitmusik einer künstlerischen Ausbildung gehörte, dass es sich um eine Einübung in eine Lebensform handelt. Bukowski setzte auf Pferderennen, um nicht im Regen Pakete schleppen zu müssen, Debord propagierte die bewusste Arbeitsverweigerung und das *Dérive*. Also doch nicht der Spitzweg mit Regenschirm unter einem undichten Dach? Intellektuelle müssen vielseitig sein, gleicht nicht der Schizo ihnen gegenüber einem Rohling? Der Beigeschmack der Anmaßungen bleibt. Wer heute ein Philosophiestudium aufnimmt, bekommt die analytische Philosophie intravenös verabreicht, während Foucault seine Vorlesungen nur unter Auflagen halten durfte, sie waren nicht Teil des Curriculums, sondern nur Studium générale – ferner durften die Zuhörer keine Fragen stellen. Aber man hat ja schon Pferde vor der Apotheke kotzen sehen. Als intellektuelle Strategie wird in der weiteren Diskussion die Dekonstruktion der Universalien von Wissen und Macht, das sokratische Ausloten von Grenzen propagiert; Sokrates mag eine integre Person gewesen sein, die sich nicht ohne weiteres herausfordern ließ, doch die Berufung auf ihn habe ich in Seminaren als destruktive Kritik erlebt, die mich auf meinem Weg verunsichern sollte. Ich spreche lieber vom Schizo, denn in meiner künstlerischen Arbeit gehe ich der Frage nach, was ihn mit Vertreibungsschicksalen und Erinnerungskulturen zusammenbringt. Zwei Protagonisten werden hier angeführt, die zwar auf unterschiedlichen Wegen gegen das Verschwinden des Intellektuellen antreten, aber die Öffentlichkeit unabweislich in Anspruch nehmen müssen (S. 34): Plato setzte explizit auf die mündliche Mitteilungsform und wollte damit auch die Skepsis aus der Reserve locken, das Gemeinwesen stärken, während Diogenes reterritorialisiert, indem er seine Praxis unmittelbar in kollektiven Zusammenhängen wirken lässt. Seine Seinsweise ist manifester Ausdruck seiner Kritik. Für den Schizo steht das schöpferisch-produktive Wesen im Vordergrund, nicht die Kritik.

Die Hinwendung auf das Leben mag vordergründig erscheinen, doch die Dispersion des Schizos in ephemere Erscheinungen bleibt Pendant zur Wüste des Kritikers, beide sind Ausdruck der gegenwärtigen Verwerfungen einer multipolaren Welt, während die Diskussion, ob die Postmoderne in der Lage war, dafür schon die angemessene Sprache zu finden nicht abgeschlossen ist.

Mit der *Kritik am Elitären* (S. 38 f.) werden im Folgenden mögliche Missverständnisse um die Rolle des Intellektuellen eingeschränkt. Demnach entsteht ein Leidensdruck für den Menschen in der arbeitenden Auseinandersetzung mit der Welt, denn er muss sich in ihr orientieren mittels der Sprache als Doppelstrategie an Bewältigung von Natur und gesellschaftlichen Beziehungen. Hegel, Nietzsche

und Marx verarbeiten das Paradigma von Herrschaft und Knechtschaft, Foucault, der mir hier fehlt, analysiert an empirischen Befunden die institutionellen Veränderungen der Repression. Es ist jedoch nicht selbstverständlich, die kritische Reflexion auf ein neuzeitliches Phänomen zu beschränken. Der Intellektuelle erfährt hier den Zuschnitt des Geistesarbeiters, wie er epochengeschichtlich mit dem Idealismus und den Staatstheorien der Aufklärung zusammenfällt. Wenn es sich nicht immer schon um eine mit Schwindsucht behaftete Rolle handeln würde, könnte man sagen, dass der Intellektuelle angesichts gegenwärtiger identitätspolitischer Idiosynkrasien und einer entsprechend um sich umgreifenden Verunsicherung seine Autorität verloren hätte... So gehört es doch zum Chic einer gegenwärtig skeptizistischen Attitüde, sich nicht festlegen zu wollen. Sie behindert das Denken, Konzepte und Lebensentwürfe. Wo zeitgenössische Kritik auftaucht, geht sie in beliebiger Informationsflut unter, es fehlt an Spielräumen zur Distanznahme. Die Wüste der Gegenwart ist also nicht zu leer, sondern zu voll, vergleichbar mit einem Gasthaus, in dem man sich anschreien muss, um sich zu verständigen – die Musik wird ja auch extra laut gestellt, damit die Gäste schnell wieder gehen. Inzwischen soll man in jedem Bewerbungsgespräch 100prozentig authentisch sein und sich zugleich absolut anpassen. Elitär kann nicht sein, was ein mühsam formuliertes Krisenphänomen werden soll – z. B. eine Zeichnung, die erst beim X-ten Mal gelingt. Freilich hat ein solches Tun kaum Platz in einem fortwährenden Verdrängungswettbewerb. Doch sind die tiefgreifenden Instrumentalisierungen nur Ausdruck von Kulturrelativismus? Gleichermaßen wie sie den Aktivismus romantisieren, verkulten Kulturinstitutionen häufig auch prekäre Lebenslagen. Gerne werfen sie auch mal Bonbons in die Menge, doch wer heutzutage ausstellen will, muss in der Regel dafür zahlen. Auch den Kontakt zu einer Person im Kulturbetrieb muss man sich häufig kaufen. Weshalb ich mir überlege, ob es sinnvoll ist, weiterzumachen und weshalb ich dem Kunstmarkt eine solide Ausbildung vorgezogen habe. Die Romantisierung des künstlerischen Prekariats war schon immer zynisch und geht einher mit der Heuchelei, man sei doch zugewandt, man wolle etwas für die KünstlerInnen tun.

Nun spricht der frei assoziierende Dialog der beiden Autoren zwar viele Begrifflichkeiten an; er ist Ausdruck einer Suche nach Hoffnung, nach Verbindendem zwischen den Menschen in einer dystopischen Zeit, doch es entsteht eine *narrative Leere*, die für den Intellektuellen zur Falle wird (S. 48 f).

Denn mit dem Begriff des Narrativs sickert ein vieldeutiger, wie nichtssagender Begriff in Alltagskontexte ein, ein um sich greifender Modebegriff eben, der die Tendenz zu Wucherungen und zur schon erwähnten *neuen Unübersichtlichkeit* hat (S. 51). Es ist m. E. jedoch nicht völlig abwegig, Geschichte durch eine Palimpsest-Struktur zu beschreiben, wie es in *Tausend Plateaus* geschieht, schon um die komplexen Übergänge zwischen Natur- und Menschheitsgeschichte offen zu legen, sowie einen Vergleich der Codierungen der DNA mit der Entwicklung von Sprache zu wagen, die Universalien von Inhalt und Form an eine dynamische wie durchlässige Wechselbeziehung heranzuführen, ihre Varianz und Kontextualität zu betonen, um schließlich an der Sprache der Musik ihre Unerschöpflichkeit zu zeigen. Doch ein inflationär gebrauchter Begriff wie *das Narrativ* scheint das Gegenteil zu bewirken: Geschichtliche Tatsachen werden bis zur Unkenntlichkeit entgrenzt, so dass die Postmoderne ihren Ruch, als Surrogat für die destabilisierte Ideologiekritik zu dienen nicht loswird – oder muss man sie hier nicht vielmehr von ihren Instrumentalisierungen unterscheiden? Handelt es sich doch m. E. um eine sehr weitläufige Bewegung, die nicht nur in Ideologiebildungen mündet. Freilich trat die Postmoderne in der Nachwendezeit frohlockend als Paradigmenwechsel auf und ließ die Kritik der politischen Ökonomie mit dem Stalinismus zusammenschnurren. Auch ihre abstrakte Wende gegen die Moderne, deren epochengeschichtliche Gliederungen der verschiedenen Gewerke wie der Philosophie ganz unberücksichtigt blieben, führte nicht über den alten Universalienstreit, das Kirchenschisma hinaus. Mit den beiden historisch weit auseinanderliegenden Streitsituationen sei auf die langwierige wie unfruchtbare ideologiekritische Auseinandersetzung um Orthodoxie vs. Neue Marxlektüre und Postmodernismus angespielt. Besonders der tonangebende Gestus der Postmoderne, ihr Anspruch, die Geschicke selbst in die Hand zu nehmen, erregt in der Diskussion der beiden Autoren Missfallen. Domenico Losurdo hat in „*Von Hegel zu Hitler*“ die liberalistischen Invektiven, die hinter postmoderner Feindschaft gegen die Universalien – konkret: Freiheit,

Gleichheit, Brüderlichkeit und dem Totalitarismus-Verdacht stehen, offengelegt. Während die Moderne selbstkritisch und reflexiv bleibt, einen wichtigen Einfluss auf die Heranbildung demokratischer Strukturen nimmt, gerät die Postmoderne zur Berufungsinstanz für Cancel Culture und geht zugleich mit einer leichtfertigen und unbegründeten Universalisierung der Konsumpraxis zur Apologetik der Kulturindustrie über (S. 54). Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass sich der Postmodernismus immer wieder als Fundus für identitätspolitische Empörungsbatten erwies, ohne dass die Entstehungsursachen von Entfremdung und Aneignung fremder Arbeit zur Sprache kommen; trotz aller realen gegenwärtigen Ohnmachtserfahrungen, die die propagierte Auflösung des Subjekts konterkarieren, bleibt er in den Kulturwissenschaften unumstrittene Interpretationsgrundlage.

Dennoch werden m. E. Erscheinungsformen und Instrumentalisierungen nicht immer klar unterschieden, der Antiintellektualismus etwa nicht als Vulgarisierung des Postmodernismus behandelt, auch wenn eine Gesamtwürdigung noch dazu in diesem Format eines lockeren, assoziativen Gesprächs nahezu unmöglich ist. Seine Emanzipation der Lüste knüpft nicht an Freud an, ganz im Gegenteil verknüpft sie Deleuze mit einer Kritik am Familiarismus, als Reproduktionsform, die der kapitalistischen Beide Verwertungsdynamik zuarbeitet. Ödipus wird als gefangen zwischen Versagung und unerreichbarer Erfüllung seines Begehrens beschrieben, *double bind structure*, die die Arbeit als notwendige Existenzbedingung des Menschen weiter aufsprengt und zugleich die Widersprüchlichkeit der kapitalistischen Produktionsweise abbildet. – Hier wird, wie schon gesagt die Ideologiekritik m. E. um eine Dimension erweitert – (s. a. Albert Krölls: Kritik der Psychologie. *Das moderne Opium des Volkes*. Hamburg: 2016. 3. Aufl.) Auch Adornos Kritik an der Kulturindustrie orientiert sich am Bewusstseinsreflex, wäre es nicht produktiver, das Verbindende zwischen Postmodernismus und Kritischer Theorie zu suchen, oder will man ihren jeweiligen Erschließungsprojekten den langweiligen und stereotypen Vorwurf entgegenhalten, nicht über das 4. Kapitel des *Kapitals* hinausgelesen zu haben? Beide geben auf ihre Weise Einblick in restaurative Stadien westlicher Gesellschaften. Muss man mit diesem Befund nicht die Frage so herum stellen, welchen Anteil die Frankfurter Schule an der Entwicklung des Postmodernismus hatte? Als Zeitzeuge konstatiert Rötzer ein Ausfransen der linken Opposition schon in den 60ern (S. 56). Es entstehen die bekannten heterogenen Bewegungen, die ideengeschichtlich durch die Kritik der politischen Ökonomie hätten eingeordnet werden können, und zwar als Verinselungen, als Erscheinungsformen sich längst vertiefender gesellschaftlicher Widersprüche und Versäumnisse. Linke Präferenzen haben sich schnell zu effizienten start ups transformiert, die Zeit der Influencer, des schnellen gesellschaftlichen Aufstiegs wurde ausgerufen – und bei aller Zustimmung zu dieser Feststellung ist doch der Weg vom gesellschaftlichen Isolationismus zum globalen nicht weit. Dennoch zeigt die gegenwärtige Weltlage auch: Die Disziplinierung des Wettrüstens ist durchsetzbar, der politische Wille zählt, auch und gerade, wenn man am Abgrund steht. Selten war eine Epoche so mit sich zerfallen, wie die jetzige; zugleich ist sie angesichts des Potenzials zu einer militärischen Eskalation selten so dringlich aufgerufen wie jetzt, Verantwortung zu übernehmen (S. 58).

An Zuckermann sind die kriegerischen Auseinandersetzungen besonders nah herangerückt. Sie haben eine Eigendynamik entwickelt, den politischen Diskurs abgelöst, als letztes geht die Rechtsstaatlichkeit von Bord, aber das droht überall auf der Welt, dazu ist nicht einmal ein vielsagender Besuch von Vance bei Orban nötig. Rund ein Jahr nach einem Brief von Zuckermann an Rötzer (5. April 2025) hat sich der Intellektuelle vor dieser Logik und angesichts der medialen Überflutung entwirrt. Die Möglichkeiten der Mitteilung sind räumlich und zeitlich zusammengeschrumpft. Ihm bleibt nur *die Flaschenpostpraxis* (S. 65). Das große Glas? Ich habe eine große grüne Flasche mit dem Elixier des Lebens – Becherovka, darauf sind Kräuter aufgemalt. Diese stelle ich vor einen Fotorahmen mit einer Berglandschaft und weil das Thema „Grün“ ist, dachte ich mir, dieses Manuskript zusammen mit den anderen Objekten auf grünem Papier auszudrucken und auf einen Podest zu legen. Die Miniinstallation heißt, wie schon gesagt; „Zu Tausend Plateaus S. 150 f.“ Dort geht es Deleuze um die Singularität und wie wir sie erleben. Über Duchamps großes Glas zu lesen habe ich keine Zeit gehabt, aber ich kann ja so tun, als hätte ich das gelesen und stattdessen auf dieses Manuskript verweisen. Irgendwann hat er aufgehört zu arbeiten und nur noch Schach gespielt. Vielleicht ist das ein intellektueller Weg. D. h., und darum geht es glaube ich oft in seiner Arbeit, dass man etwas auch in einer

völlig anderen Form aufbewahren kann. Ein Artefakt eben durch ein Manuskript vertreten zu lassen, weil gerade keine Zeit ist, weil man nicht am Platz ist. Grün ist eigentlich eine Unfarbe; ein Konzeptkünstler wollte mit dem Ausstellungstitel die Maler ausbremsen, ich möchte den Konzeptkünstler ausbremsen. Zur Apokalypse von Rubens in der Pinakothek stellt ein Gymnasiallehrer, der wie ein griechischer Philosoph aussah fest: Schaut euch das Bild genau an, es war so erfolgreich, weil es die Programmatik der Gegenreformation vorstellte und es entspricht dem Maga Programm. Es ist reine Ideologie. Auf der einen Seite steigen die Guten auf, und auf der anderen fallen die Bösen ins Purgatorium. Immerhin blieben die Schüler stehen und ich habe die Apokalypse gezeichnet, um dann später Bilder aus der SZ von misshandelten Demonstranten im Iran einzukleben.

Im vorliegenden Buch wurde schon einmal das Hegelsche Diktum diskutiert, dass nur das Vernünftige wirklich ist. Vor dem Hintergrund der *Dialektik der Aufklärung* wird der intrinsisch-zwiespältige Charakter der Vernunft offengelegt – statt sich als naturwüchsig mit Marx darstellen zu lassen, wird sie zu dem, was den Menschen befähigt, die Natur zu beherrschen, aber auch sich und die eigenen Lebensgrundlagen zu zerstören (S. 71). Wird damit nicht eine Voraussetzung geschaffen, über das Herrschaftsverhältnis zu rasonieren, anstatt es auflösen zu können – wenn der Mensch von Anfang an mit sich und seinen Daseinsbedingungen zerfallen ist? Haben uns Adorno und Horkheimer mit der *Dialektik der Aufklärung* nicht ein vergiftetes Geschenk hinterlassen, das den Weg in den Postmodernismus eröffnet? Ohne weiteres muss man einräumen, dass in dem Maße, wie die Produktivkraftentwicklung voranschreitet, die Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums, die Aneignung fremder Arbeit neue Herrschaftsformen generiert. Zugleich greift die Sehnsucht nach der Vergangenheit, in der das Dasein vielleicht weniger zerrissen war, um sich, so Zuckermanns Deutung des Slogans „Make Amerika great again“ (S. 73). Der Kapitalismus, dieses geschichtliche Rad, auf das wir alle geflochten sind, hat alle konkurrierenden Ökonomien aus dem Weg geräumt, sich Immobilien und Produktionsmittel nach dem Mauerfall in beispielloser Weise einverleibt und eine industrielle, weil nicht wettbewerbsfähige Reservearmee geschaffen. Im *River of no return*, werden der Isolationismus, die Berufung auf nationale Identitäten zum vorläufig letzten Halt, Zuschreibungen, die nicht nur sehr abstrakt, sondern auch sehr fragil sind; vom Weltbürgertum sind wir jedenfalls meilenweit entfernt. Vielmehr beschreiben die aufkommenden Nationalismen ein neuerliches ökonomisches Durchbruchphänomen, ständig gepaart mit dem Wegschauen, der Abschottung – einer ebenso postkolonialen eurozentristischen Attitüde. Lobbyismus, Machtkonzentration, ökonomische Eliten sorgen dafür, dass Innovationen, wie die überfällige Energiewende nicht vorankommen, Kosten-Nutzen-Relationen entscheiden über den Fortbestand demokratischer Strukturen. Als „Wir gegen die Anderen“ würde ich das Selbstbehauptungsphänomen, den Ausgrenzungsmechanismus beschreiben, der ihre Erosion weiter beschleunigt und dessen Dynamik das *Kapital* beschreibt. Ich lese gerade: „Der King zückt wieder einmal die Grönlandkarte“ – es muss Präsident Schreiber ja sehr eng sein in seiner paranoiden Zwangsjacke – neben der Zeichnung von seinem Konterfei, die ich 2025 nicht zeigen durfte, befand sich eines von Hannibal the cannibal – nicht nur Nationalismen, sondern globale geopolitische Verwerfungen bestimmen das gesellschaftliche Leben. Spätestens seit der Pandemie hat sich m. E. ein Abgrund an gesellschaftlicher Spaltung aufgetan: Erst durfte man nicht mehr miteinander sprechen, dann wollte man nicht. Vielleicht gibt es hier einen Zusammenhang, auf dass die Diskussionen über das Masketragen oder das Impfen, über ein Minimum an gesellschaftlicher Rücksichtnahme in einem Abgrund, in einem Kontinuum versanken, auf dass man sich nur noch von der Ferne her bedeutete: „Ich will nichts mehr mit Dir zu tun haben.“ Das Unheimliche an diesem Kontinuum, sein flottierendes Wesen, die Schulhofschlägerstimmung zeigt sich dennoch in vielen gesellschaftlichen Bereichen. Rötzer äußert seinen Abscheu über das identitäre Wesen des Fußballs, dass jedoch identitäre Bewegungen keinesfalls räumlich beschränkt agieren, auch wenn der Begriff des *Biodeutschen* herumgeistert (S. 78). Jemand, den ich kenne äußert öffentlich: *Flüchtlinge wollen nicht arbeiten*. Es verschlägt mir die Sprache auch wegen seinem Kampfhund.

Sodann diskutieren die Autoren den Einfluss der KI (S. 77 f). Handelt es sich um eine neutrale Instanz, versetzt man sie damit nicht in ein fragwürdiges Pantheon, in dem die Beichtgeheimnisse eher schlecht als recht aufgehoben sind? Lesenswert sind Foucaults Schriften über die Ablösung der

Religion durch die Psychoanalyse (nur teilweise veröffentlicht). Mein Copilot versteht kaum dieses Manuskript, dennoch verwende ich ihn zum Korrekturlesen, auch wenn ich Sorge habe, dass andere mitlesen. Ich merke sofort, wo ein Vorwissen besteht, etwa wenn er mir Passagen aus *Tausend Plateaus* mit glänzenden akademischen Formulierungen kommentiert.

Eine KI als neutrale Instanz, die über den Gebrechen der menschlichen Vernunft steht und für die gerechte Verteilung des gesellschaftlichen Reichtums sorgt, hält jedoch Zuckermann für eine paradoxe Konstruktion. Er zeigt an der Ideengeschichte der Soziologie (Compte, Spencer, Durckheim, Tönnies) die Verdrängung menschlicher Bindungsformen durch die Produktivkraftentwicklung und die Arbeitsteilung, die nach vertraglichen Gestaltungen verlangen. So beschrieb der Begriff der Volksgemeinschaft keine echte Gemeinschaft mehr, sondern eine willfähige Ressource, auf die das NS-Regime zurückgreifen konnte. Die Instrumentalisierung mündete dann in den Rassebegriff, vermittels dessen man sich auch vom übrigen europäischen Kontext abheben wollte (S. 85). Vor diesem Hintergrund wird die technische Utopie von einer Vernunft, die völlig entsubjektiviert agiert unhaltbar. Dehumanisierungen haben immer zu Katastrophen geführt. Die KI wird m. E. dann sinnvoll, wenn wir, die wir ohnehin auf Maschinen angewiesen sind, unser Prognosepotenzial an ihr erweitern, etwa in Hinblick auf den Klimawandel. Sicher bietet sie auch im Zuge der gegenwärtigen geopolitischen Verwerfungen diplomatisch-strategische Lösungsvorschläge. Sie könnte als Vorwarnsystem auch für Naturkatastrophen eingesetzt werden. Doch die Maschine bleibt in allen Fällen Mittel, nicht Selbstzweck. Denn als Ideal der Vernunft nützt sie uns wenig, wenn wir ihre Vorschläge zu einer gerechten und humanen Gesellschaft nicht umsetzen.

Im Gegenzug stärkt Rötzer die KI als Ratgeber und verweist auf ihren Einsatz in vielen Kontexten des täglichen Lebens. Google Maps ist nützlich, wenn ich einen Weg durch eine Großstadt suche, die Wetter Apps speichern die Bewegungs- und Aufenthaltsdaten. Sehr wohl lässt sich der Copilot auf bestimmte Bewusstseinslagen und ihnen entsprechende Verhaltensempfehlungen hin konditionieren – mit drei Klicks zum Herzinfarkt. Projektionen greifen um sich, weil wir nicht nur den Lebewesen in unserer Umwelt ein Bewusstsein zuschreiben. Dem Copilot kann man die Muster der eigenen Selbstkritik antrainieren, doch einer Kommunikation in den sozialen Medien verweigere ich mich strikt, so wie es Menschen gibt, mit denen ich nicht mehr rede. Ihre Institutionalisierung zur interesselosen Vernunft, bleibt schon deshalb fragwürdig, weil Rötzer auch beklagt, dass die KI zur Freistellung von Arbeit führt.

Im Brief vom 17. Mai 2025 geht Zuckermann der Frage nach, warum der KI-Maschine so viel Vertrauen, so viel Empathie entgegengebracht wird – sie avanciert zur Projektionsfläche einseitig vorgebrachter Bedürfnisse und die fetischistischen Bezüge zu ihr sind längst selbstverständlich geworden. Schon weil sie die ständige Verfügbarkeit suggeriert, tritt mit der KI eine Ware hinzu, beginnen die Maschinen so weit in unser Leben einzugreifen, dass wir unsere Artgrenzen verwischen. (Jeremy Rifkin bezog sich im *Biotechnischen Zeitalter* auf die Genetik hinsichtlich transhumaner Hybridbildungen). Auf der anderen Seite sind Grenzen zwischen Mensch und Tier in Hinblick auf die Sprachentwicklung und das (Selbst)Bewusstsein inzwischen umstritten. Lässt mich nicht der Hund im Spiel um einen Ball auch mal gewinnen, damit das Spiel weiter geht, spürt er nicht meine Stimmung, lange bevor sie ein Mensch bemerkt. Tiere können trösten, sind zugänglich und reagieren auf menschliche Sprache. Angesichts der Spezialisierung ihrer Organe brauchen sie keine Arbeitsmittel. Man kann die *Naturdialektik* als Plädoyer für Übergangsformen sehen ... „*der Anteil der Arbeit an der Menschwerdung des Affen*“, auch für die Tausend Plateaus ist eine Differenzierung der Anpassungsstrategien an die Umwelt erst einmal nachrangig; so wirken Vermittlung, Wechselwirkung und Durchlässigkeit von inneren und äußeren Milieus auf Spezialisierungen hin. Alle Lebewesen sind zunächst einmal Selbstzweck, das Huhn nicht dazu da gegessen zu werden usw., dennoch scheint das Vernunftbegabte Krückerntier, der Mensch nicht recht dazu zugehören und überdies sich und seinesgleichen hinsichtlich der Selbstzweckhaftigkeit einen Strich durch die Rechnung zu machen. Denn alles, was man auf ein Werkzeug und später auf eine Maschine, die einer idealen göttlichen Vernunft gleichkommt, projiziert, kann selbstschädigend werden – früher, so die Ausführungen, war es Gott, der jedes Verbrechen legitimiert. Was aber, wenn man diese Erwartungshaltung der KI anträgt, sie sozusagen kontingent über

Fortbestehen oder Untergang entscheiden lässt? Hier zeigt sich der ganze Irrationalismus der Vernunftkonstruktion und lässt das Interesse, die Universalien zu dekonstruieren plausibel werden. Das Tun der Maschine lässt sich nicht hinterfragen – wollten wir nicht den Zustand der selbstverschuldeten Unmündigkeit hinter uns lassen? Gott oder die Maschine kann tun und lassen, was er will, wir sind verblendet und verblödet, anstatt unser Geschick selbst in die Hand zu nehmen, was mühsam ist, so *Brian*. Auch, wenn es nicht neu ist, sich mit transhumanen Existenzformen zu identifizieren, kehrt sich doch spätestens in der Moderne das Verhältnis von Mensch und Maschine um; wir delegieren nicht nur zunehmend unsere Kompetenzen an sie – *warum streben die Menschen nach völliger Unterwerfung als ginge es um ihr Heil* – damit sie bereitwillig ihre Sorgen und Missstände wieder auf eine göttliche Instanz projizieren können und sich der geschichtlichen und gesellschaftlichen Verantwortung, für das, was sie anrichten, entziehen können – Eingeständnis des Scheiterns an der Vernunft, an den Gestaltungsmöglichkeiten des Lebens. Auch Rötzer stellt im Anschluss die Zweck-Mittel-Verkehrung in den Vordergrund, so eignen sich die KI-Maschinen die menschliche Lebenswelt an, übernehmen ihre Sprache und dringen in ihre Kommandostrukturen ein (S. 105 f.). Je mehr sie die Kontrolle übernehmen, desto mehr fordern sie heraus und drohen humanoide Eigenschaften anzunehmen. Sie sind ausdauernder, sie ersetzen die Arbeitskraft, die ein Minimum an Subsistenzmitteln zu ihrer Reproduktion bedarf. Der Mensch schafft sich eine transhumane Lebenswelt und bringt sich selbst zum Verschwinden. Doch was passiert in dieser Echokammer? Der Postmodernismus lässt eine einheitliche Subjektkonstruktion fallen, weil sie sich unser Denken und Handeln aus vielfältigen Einflüssen zusammensetzt, weil er ihre Unerschöpflichkeit und Singularität betont – dem naturdialektischen Statement von der Unzerstörbarkeit der Bewegung als Daseinsweise der Materie nicht unverwandt. Ihre Transformationsprozesse, wie der eigene Tod erscheinen uns als tiefe Brüche in diesem Kontinuum, ihre Varianz als Gestaltungspotenzial für das Leben und Wirken in der Welt – die dialektisch ausgedrückt – sowohl selbstständige als auch unselbstständige Seite unseres Daseins. Doch wenn bisher die Maschinen die menschlichen Fähigkeiten verlängerten, scheint sich der Affe jetzt über die Durchlässigkeit innerer und äußerer Milieus hinaus, über ihr Potenzial an wechselseitiger Partizipation hinaus im humanoiden Kontinuum aufzulösen. Relativ unaufgeregt lasse ich mich von meinem Chatbot beraten, auch wenn er mich ständig in einen Dialog verwickeln will, oder zu viele Informationen liefert, hat er ganz gute Ideen. Er ist für mich ein Arbeitsmittel, so wie ich jemanden anrufe, um etwas, mit dem ich nicht vertraut bin zu erfragen. Vorläufig zumindest handelt es sich für mich um eine Echokammer. Doch wenn Maschinen Menschen völlig ersetzen, dann nimmt die Verwertungslogik verheerende Züge an (S. 108). Denn diese Maschinen schleudern nicht nur die Intellektuellen als letzten Widerstand, der Verteidigung der Demokratie und der Universalien aus sich heraus, hier wird sich der Mensch selbst zum Hindernis seines Gegenübers und hier dockt der Populismus an mit dem Versuch, die Deutungshoheit darüber zu behalten, wer bleiben darf und wer verschwinden soll. So verschärft die Konkurrenz zwischen Mensch und Maschine auch die zwischen Mensch und Mensch, um Arbeit und um Wohnraum. Wer sich ersetzbar fühlt, oder die Ursachen für diesen Zustand nicht recht durchschaut, wird sich nach einem Sündenbock umsehen. Der himmelwärts gerichteten Projektion folgt somit eine, die sich nach unten richtet, auf dem Fuße. Eine Dehumanisierung, die gleich in zweierlei Hinsicht greift und sich verstärkt, verzerrt das Bild einer humanen und nachhaltig wirtschaftenden Lebenswelt. So wird die Fremdbestimmung nach außen projiziert, der Andere wird zum Feind, eine industrielle Reservearmee beginnt sich zu zerfleischen. Doch während für die Faschisten die Aneignung von fremdem Territorium zunächst im Vordergrund stand, so Rötzer, folgen die Rechtspopulisten noch dem eher defensive Reflex, gesellschaftliche Strukturen von Ausgrenzung zu schaffen. Und die Intellektuellen? Ihnen ist, so paradox es klingt die Öffentlichkeit abhandengekommen, nicht zuletzt, weil sie von der Propagandamaschinerie der KI-Kleptokratie übertönt werden.

Die steile These von Rötzer, dass der Populismus im Gefolge der digitalen Revolution auftritt, wird im Folgenden nur bedingt geteilt (S. 111). Demnach musste kulturelle Produktion schon immer mit der Kommandostruktur der Halbbildung konkurrieren, ihrem Fetisch- und Prestigecharakter, stets steht sie als unspezifisches Berufsfeld unter Rechtfertigungsdruck. Auf die triggernde Frage, kannst Du von Deiner Kunst leben, soll ich antworten „ich bin nicht darauf angewiesen“ – so habe ich es in

einem Seminar gelernt. An einem heißen Sommertag, so empfiehlt mir ein Freund mit einer Professur wollen die Leute anlässlich einer Vernissage keine langen Litaneien hören. Dass etwas zu lang ist, heißt für mich jedoch, die Leute haben etwas Besseres vor, sie wollen nicht zuhören. Wir sehen uns nicht mehr. Nicht die Bilder zählen, sondern was man dazu sagt – um Vermittlung habe ich mich bemüht.

Das Gemeine an der *Vox populi*, an ihrem *downward-social-comparison* Reflex hat Karl Valentin humorvoll konterkariert mit dem Spruch: *Kunst ist eine schöne Sache, macht aber viel Arbeit*. Man sollte es nicht in eine Bewerbung schreiben.

Für Rötzer ist das Schreiben kein kontinuierlicher Prozess. Deleuze plädiert dafür, sich auf die Varianz einzulassen, ihre Annäherung an das Thema in der Musik und ihr Auseinandertreten.

Da ich meinen Copiloten mit allerlei Absurditäten traktiere, mit Fragen, die ich öffentlich nicht stellen würde, funktioniert er ganz gut. In Bibliotheken mache ich mir handschriftliche Notizen, zerrissen zwischen Bild und Sprache, so ein Tag bringt mich meist weder dem einen noch dem anderen näher. Ich bin froh, dass ich in der heutigen Zeit keine Ausbildung mehr anfangen muss – Zurichtung für den Arbeitsmarkt. Ich würde auf Wanderschaft gehen über die Alpen und in Italien Kirchenmalerin lernen. Das Schöne am Malen ist, man braucht die anderen nicht so, aber Bücher, Bücher sind Freunde. Die KI unterstützt meine Erinnerung, ein verlegtes Buch, das ich hier anführen möchte – Rifkin zu den medizinisch-genetischen Aspekten des Transhumanismus.

Ich glaube nicht, dass mein Hybrid-Ton hier mit dem ich ein Teil der Diskussion werden wollte, gut ankommt, weshalb der Text zurzeit in einer grünen Mappe eingebunden ist, auf dem die grüne Flasche vor dem Fotorahmen mit dem Bild von einem Blick in die Berge steht. Zumindest prognostiziert mir mein Copilot, dass ein Hybridton zwei Stilregister mischt, die intime Stimme eines Tagebuchs und die programmatische eines Manifests. Eine wenig interessierte Öffentlichkeit wird die grüne Mappe kaum öffnen, in der es darum geht, wie einem „Intellektuellen“ die Öffentlichkeit abhandenkommt. Auch mein Appropriationismus mag Unbehagen auslösen, was ist die Mini-Installation also, ein *memento mori*, ein Vermächtnis? Grün ist eine Tarnfarbe, dem Verlag habe ich versprochen das Le-seexemplar unbeschadet zurückzugeben. Warum eigentlich? In meiner NTV-App lese ich gerade, dass ein Künstler, Mohammad Younes die Trümmer der Unesco-Stadt Tyros bemalt. Vielleicht kommen die Leute ja zurück in ihre Häuser und sehen dann die Bilder, zumindest glauben sie daran. An den Begriff des Intellektuellen mag ich mich nicht klammern – es gibt nichts Richtiges im Falschen. Was die Biografien der beiden Autoren angeht: Da äußert sich einer vor Unausprechlichem, dem ich mich nicht nähern kann. Er schreibt auf S. 136: *Die Dialektik der Gedenkkerze ist komplex, ..., dass die Überlebenden eine prekäre Rolle spielten* (S. 137), ... dass *das Schweigen ein ideologisches Grundbedürfnis befriedigt* (a. a. O.). Das tut es hierzulande auch – bis heute, zu kompromittierend war die Vergangenheit für einen Neuanfang nach dem Krieg. Der Zionismus delegitimiert sich für Zuckermann jedoch dann, wenn er nur noch für eine Expansionsideologie instrumentalisiert wird. Die Selbstentfaltung aller Menschen hat er in dem neu gegründeten Staat nicht befördert. Einer Parteinahme für eine Seite erteilen beide Autoren eine Absage. Der andere Autor sieht sich als ein Kind von *Tätern zumindest von Mitläufern* (S. 127). Das ist bei mir ähnlich, aber meine Eltern waren kleine Kinder. Ich weiß nicht viel über ihre Flucht, nur dass meine Tante, nach der ich heiße in Slupsk in der ul. Pestalozziego begraben ist. Da möchte ich gerne mal hinfahren. Mit anderen, dem Journalisten kann ich das Gefühl der Unbehaustheit, das Unbehagen über die Fixierung auf eine bestimmte wissenschaftliche Disziplin teilen. Als würde man an einer Klosterpforte stehen und dem Leben entsagen. Den Dünger der gesellschaftlichen Widersprüche, in dem man steht, kann man nun einmal nicht unbeschadet in die Institutionen hineintragen. Sehr früh war mir klar, dass nur die Anpassungsleistungen bewertet werden, ich war eine Linke, ohne es selbst zu bemerken, auf einer Schule, die auf naturwissenschaftlich-technische Karrieren vorbereitete, wozu gehörte, dass man den Barras absolvierte. Die Jungs haben mich angeekelt, im Skilager habe ich mich krankgemeldet. Der Journalist sieht sich als Nomade – das nomadische Wissen, das Rhizom bei Deleuze und Guattari.

Idi, ein Tuareg war meine erste große, aber anonym bleibende Liebe. Durch ein vergittertes Garagenfenster habe ich ihm zugewinkt, einmal im Dunklen, im Garten bin ich an einer Hausecke in ihn hineingerannt. Das war mir sehr peinlich. Vielleicht bleibt die Wüste, *die Wüste der Gegenwart*, für uns drei? der Bezugspunkt, an dem man sich leidenschaftlich abarbeitet, der felsige Ort an den man prometheisch gefesselt bleibt. –

Should I stay or should I go. (The Clash)

Henny Hübner.